

Tagungsberichte / Reports on Meetings Rapports des colloques

Jahrestage und andere Koinzidenzen

Bemerkungen zum XV. Internationalen Kolloquium des *SGdS*
Frankfurt/Oder (Deutschland) & Słubice (Polen), 25.–27. Juli 2003

Als der Referent am Sonntag, dem 27. Juli 2003, spät in der Nacht vom *SGdS*-Kolloquium im deutsch-polnischen Grenzgebiet zurück zu seiner Wohnung in den Niederlanden kam, erwartete ihn eine Überraschung. Auf der Türmatte vor seiner Haustür lag das postum erschienene Werk *The History of Linguistics in Europe. From Plato to 1600* von Vivien Law. Neugierig warf der Referent noch vor dem Schlafengehen einen ersten Blick hinein, und was ihm, dem Heimkehrer von einer Historiographietagung, dabei sofort ins Auge sprang, waren die Themen “Getting ready to study the history of linguistics” (Law 2003: 1–12) und “Becoming a historian of linguistics” (Law 2003: 276–283), die am Anfang und am Schluß des Buchs behandelt werden.

Nun ist ein Tagungsbericht natürlich nicht der passende Ort für eine Auseinandersetzung mit Vivien Laws Werk, doch schienen mir einige der Gedanken und Thesen, die ich in den beiden Eckkapiteln las, ein guter Leitfaden für die rückblickende Betrachtung des Kolloquiums zu sein, die ich in den kommenden Tagen zu Papier bringen wollte. Genauer gesagt, waren das zum einen die dortigen Äußerungen zu der Rolle, welche die Erweiterung des eigenen Wissens, die Steigerung der Empathie (des Vermögens, sich in andere Sichtweisen hineinzudenken), das Studium der Primärquellen (“first-hand knowledge”; Law 2003: 282) sowie die ethische Verantwortung für die eigene wissenschaftliche Tätigkeit und deren Auswirkung auf andere Menschen für die historiographische Arbeit spielen. Zum anderen war das der Hinweis, daß man nicht immer in der Lage ist, in eigener Person alle relevanten Dokumente und deren historischen Kontext zu studieren, und sich infolgedessen auch auf das stützen muß, was

man heute allgemein als ‘Forschergemeinschaft’ oder ‘scientific community’ bezeichnet. Diese bildet und repräsentiert das kollektiv Bewußte, das in Zeitschriften und Büchern, aber auch in Gestalt von Vorträgen und unterhaltsamen Gesprächen auf Kolloquien und Tagungen zusammenkommt.*

Ausgehend von solchen Überlegungen müßte man also u.a. fragen, in welcher Beziehung die Vorträge, Diskussionen und Randgespräche des Kolloquiums zu dem Wissen und den Fertigkeiten standen, über welche die Teilnehmer bereits zuvor verfügten. Wurden dieses Wissen und die vorhandenen Fertigkeiten überhaupt während der Tagung angesprochen? Stellte sich vielleicht aufgrund der Vorträge heraus, daß unser durchschnittliches Wissen als unvollständig, korrekturbedürftig oder veraltet anzusehen ist? Bekamen wir neue “Geschichten” vorgetragen oder drehte sich die Historiographie im Kreis und biß sich sozusagen in den eigenen Schwanz? Und wie stand es um die Theorie und Methodologie der Historiographie? Hatte sich in den letzten 20 Jahren, nach Schmitter (1982) und Grotzsch (1982), Entscheidendes geändert? Darüber nachzudenken war für den Referenten und ist hoffentlich auch für den Leser ein lehrreicher Entreakt.

Doch zunächst zum äußeren Rahmen und zum Umfeld des Kolloquiums. Das Treffen in den Räumen der “Europa Universität Viadrina” in Frankfurt/Oder (am westlichen Oderufer) und im “Collegium Polonicum” in Ślubice (am östlichen Oderufer) war das Fünfzehnte in der Reihe der *SGdS*-Kolloquien und stand in seinem Hauptteil unter dem allgemeinen Thema “Projekte, Thesen und Ergebnisse”. Doch während dieser Hauptteil Raum für jegliche historiographische Thematik gab, war laut ‘Call for Papers’ für einen halben Tag — in Wirklichkeit kam es dann aber leider nur zu einem einzigen Vortrag — eine spezielle Auseinandersetzung mit der Problematik der “Fiktionalität wissenschaftsgeschichtlicher Texte” vorgesehen. Die Organisation der Tagung lag in den Händen von Klaas-Hinrich Ehlers (Frankfurt/Oder) und Peter Schmitter (Münster & Seoul), doch ist hier ebenso Annett Zingler (Frankfurt/Oder) zu erwähnen, die die beiden Hauptverantwortlichen tatkräftig und auf-

* Ein anderer Tagungsbesucher, Peter Schmitter, hat sich freundlicherweise mit einer Vorfassung meiner Beobachtungen auseinandergesetzt. Zum Teil war ich mit seinen Ergänzungs- und Änderungsvorschlägen einverstanden und habe sie infolgedessen übernommen. Zum Teil gab es aber auch wesentliche Unterschiede in der Perzeption der Einzelvorträge und ihrer Bedeutung für die Historiographie der Sprachwissenschaft, und in diesen Fällen bin ich bei meinem ursprünglichen Text geblieben.

opferungsvoll unterstützt hat.

Begonnen hatten diese Tagungen mit einem Kolloquium, das am 17. Juni 1988, also genau 15 Jahre vor dem jetzigen Treffen, an der Universität Münster stattgefunden hat. Insofern kann das diesjährige Kolloquium als ein, wenn auch noch recht bescheidenes, Jubiläum gelten, und damit wäre der erste der Jahrestage, von denen im Titel dieses Beitrages die Rede ist, benannt.

Der zweite Jahrestag, der auf dem Kolloquium gefeiert wurde, war Peter Schmitters 60. Geburtstag. Aus diesem Anlaß traf man sich am Abend des ersten Sitzungstages im einladenden Garten des Restaurants “Kontor”, das — schmuck renoviert — in einer der ältesten Gassen Frankfurts, einem ehemaligen Fischerviertel, lag. Hier wurde Peter Schmitter von Lefteris Roussos mit einer kleinen Festtagsrede überrascht, an deren Abschluß ihm dann auch nochmals im öffentlichen Rahmen die Festschrift mit dem anklang- und intertextuell beziehungsreichen Titel *Später Mittag. Vermischte Anmerkungen zur Metahistoriographie* übergeben wurde (Dutz 2003). Eine erste nicht-öffentliche Übergabe hatte schon einige Zeit zuvor im Hause des Verlegers und Herausgebers der Festschrift stattgefunden.

Ein dritter Jahrestag war schließlich mit der Stadt verbunden, in der der weitaus größte Teil der Tagung stattfand. Klaas-Hinrich Ehlers, der — unterstützt von Annett Zingler — am Orte des Geschehens für den reibungslosen und sehr angenehmen Ablauf des Kolloquiums sorgte, hatte nämlich in weiser Voraussicht für das für Frankfurt/Oder vorgesehene *SGdS*-Kolloquium einen Termin gewählt, der mit der Feier des 750jährigen Bestehens der Stadt zusammenfiel. Dadurch kamen wir nicht nur in den Genuß, einen weitgehend renovierten und herausgeputzten Stadtkern sowie ebensolche Universitätsgebäude vorzufinden, vielmehr hätte man auch die Gelegenheit gehabt, einige besondere festliche Aktivitäten wie u.a. ein sommerliches Feuerwerk mitzuerleben. In die Geschichte der Stadt und der Europa-Universität wurden wir übrigens auch schon am ersten Tag von Annett Zingler eingeweiht, die als Kulturwissenschaftlerin hierfür geradezu prädestiniert war.

Nun zur Tagung selbst. Wie fast üblich gab es Absagen. Diese führten dann aber dazu, daß für die Diskussionen nach den Vorträgen wie auch für das Mittagessen, die Kaffeepausen und den Austausch von Persönlichem und Wissenschaftlichem mehr Zeit blieb. In drei Tagen konnten die Teilnehmer ein abwechslungsreiches Angebot kosten, sowohl hinsichtlich des Alters der Teilnehmer als auch hinsichtlich der Themen und der Vortrags-

formen. Es gab regelrechte Vorlesungen, es gab Sprecher, die versuchten, das neue Medium Power Point zu nutzen (und dann doch an den örtlichen Gegebenheiten scheiterten), es gab deutsche, englische und französische Vorträge, Vorträge zum klassischen Altertum, zur neueren “Metahistory” von Hayden White, zu bestimmten metahistoriographischen Fragen, usw.

Im Anschluß an die Einleitung läßt sich nun die Frage stellen, was einem von dieser Tagung bleibt, der sich selbst zum 19. und 20. Jahrhundert bekennt, über einiges Basiswissen verfügt, sich aber nicht in allen Bereichen gleich gut auskennt? Welchen Eindruck hat er von den Vorträgen und den Diskussionen danach? Ist sein Wissen erheblich erweitert, hat er neue Einsichten erworben? Waren die Vorträge derart, daß sie zu eigenständigen Forschungen anregen? Hat er sich Sorgen um die ethischen Dimensionen der historiographischen Arbeit gemacht? Kurz: was ist mir so in diesen drei Tagen zu Ohren und Augen gekommen?

Am Freitag gab es sieben Vorträge. Thorsten Fögen (Berlin) zog in seinem Vortrag über “Aspekte geschlechtsspezifischer Kommunikation in der Antike” ein vorläufiges Fazit aus seinen Forschungen zur inhaltlichen und formalen Bestimmung des grammatischen Geschlechts und der geschlechtlichen Rollen im griechischen und römischen Altertum. Besprochen wurden u.a. methodische Probleme bei der Erforschung der Antike, der sprachliche Einfluß von Müttern und Ammen auf die Bestimmung des grammatischen Geschlechts, rhetorische Lehrbücher über ‘unmännliches’ Auftreten, Sprachwandel, männlicher und weiblicher Sprachgebrauch, die Schwatzhaftigkeit von Frauen und maskuline und feminine Wortformen.

Anschließend berichteten Aino Kärnä (Helsinki) und Stephanos Matthaios (Nikosia) über ein laufendes Forschungsprojekt “Zur Geschichte des Adverbs in der griechischen, lateinischen und deutschen Grammatik”. Bei diesem Projekt sollen sowohl syntaktische als auch semantische Aspekte berücksichtigt werden. Während des Vortrags konnten aus Zeitgründen leider nur einige wenige Definitionen und Klassifikationsvorschläge angesprochen werden. Vermutlich wird auf den kommenden *SGdS*-Tagungen mehr dazu zu hören sein.

Nach der Kaffeepause griff John Walmsley (Bielefeld) unter der zitierenden Überschrift “The Vulgar Grammar Maker” ein in der Historiographie der Grammatik immer wiederkehrendes Thema auf: die Überttragung der lateinischen grammatischen Kategorien auf die Beschreibung anderer Sprachen, hier des Englischen. Walmsley erläuterte diese Problematik anhand von William Bullokar’s *Pamphlet for Grammar* (1586). Ein weiteres Problemfeld, das hier sichtbar wurde und für das Ende des 16.

Jahrhunderts eine gesamteuropäische Erscheinung zu sein scheint, war die allmähliche Berücksichtigung der aktuell gesprochenen und geschriebenen Sprache durch die Grammatikographie.

Friederike Spitzl-Dupic (Clermont-Ferrand) ging näher auf die Beziehungen zwischen allgemeiner Grammatik und einzelsprachlichen Grammatiken bei Johann Severin Vater ein. Interessant in ihrer Darstellung war die Frage, ob allgemeine Grammatiken überhaupt im Sprachunterricht der “höheren Schulklassen” eingesetzt werden können. Vor allem weil es hier doch um eine reine Formenlehre geht, die einzelsprachliche Eigenarten entweder überhaupt nicht oder nur am Rande berücksichtigt.

Nach der Stadtführung ging es dann weiter mit Daniel Weidners (Berlin) Vortrag über die Rolle der Hebraistik in sprachwissenschaftlichen Diskussionen zwischen 1750 und 1800 (Vaters eigene *Hebräische Sprachlehre* erschien 1797), über Neuerungen in dieser Zeit und Verbindungen der deutschen Hebraistik u.a. zur holländischen Schule; in diesem Zusammenhang wurde insbesondere auf Albert Schultens (1686–1750) hingewiesen.

Markus Wilczek (Baltimore, USA) ging etwas genauer auf den Begriff der Artikulation bei W. von Humboldt ein. Vielversprechend scheint die Verbindung dieser terminologischen Untersuchungen mit neueren wissenschaftstheoretischen Ansichten zum “wissenschaftlichen Begriff” wie bei Heinrich Rickert, Ludwik Fleck oder Thomas Kuhn zu sein.

Den letzten Vortrag dieses Tages hielt Pascale Hummel (Paris). Sie führte detailliert aus, welche Beziehungen es zwischen Philologie und Linguistik, Philologen und Linguisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab und welche Positionen eingenommen wurden. Dem Ref. kamen diese Erörterungen irgendwie bekannt vor, so daß ihm die Frage blieb, welche neue Einsichten hier denn eigentlich vermittelt wurden. Bekannt sind die Diskussionen um diese Zweiteilung bei Georg Curtius (*Philologie und Sprachwissenschaft*, 1862) und August Schleicher. Außerdem gibt es zu diesem Thema bereits viele Aufsätze und Bücher, auch aus dieser Periode selbst. Selbstverständlich ging es vor allem um die unterschiedlichen Methoden und um den institutionellen Kontext linguistischen und philologischen Denkens. Bleibt natürlich die Frage, welche Bedeutung solche Diskussionen heutzutage noch haben: Stehen sie sich noch gegenüber? Ergänzen sie sich? Gibt es institutionelle oder andere Rahmenbedingungen, entweder Linguistik oder aber Philologie zu treiben? Wir warten gespannt auf eine neue Veröffentlichung.

Der Samstag begann mit einem persönlich gefärbten Vortrag von Konrad

Koerner (Berlin) zum Thema “Revolutionen, Mythenbildung und Ideologien in der Sprachwissenschaft”. Im Mittelpunkt des Vortrags, in dem Koerner historiographische und persönliche Erfahrungen im Bereich der Historiographie der Linguistik miteinander verknüpfte, stand die paradigmatische oder ‘sogenannte’ paradigmatische Wende in der Linguistikgeschichte, die man üblicherweise mit der Veröffentlichung von Chomsky’s *Syntactic Structures* (1957) verknüpft, und die mythischen und ideologischen Dimensionen, die in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen. Koerners Vortrag war als Teil des Forschungsprojekts “Sprachwissenschaft und Ideologie” ebenfalls noch “work in progress”. In diesem Vortrag ging es darum, ob der Revolutionsbegriff eine wertfreie historiographische Kategorie darstellt oder ihm auch ideologische Ansichten zugrunde liegen oder zumindest zugrunde gelegt werden sollten. Denn wer oder was bestimmt in Situationen des wissenschaftlichen Umbruchs, ob wir es mit einer wissenschaftlichen Revolution zu tun haben? Die Autoren selber? Das wissenschaftliche Umfeld? Die Historiographen? Die terminologische Fassung des Begriffs der “Revolution” in unterschiedlichen Interpretationsrahmen? Thematisiert wurden u.a. die Gesetzlichkeit der Laute bei den Junggrammatikern und Schleicher sowie die Einflüsse von Wilhelm von Humboldt, Hans Georg Conon von der Gabelentz und Emile Durkheim auf Ferdinand de Saussure. Interessant ist, daß auch aus der neueren Wissenschaftsgeschichte Begriffe aufgegriffen werden können, die zur Erläuterung von Mythen oder Ideologien dienen, wie der Begriff des “framing”, der den Systemzwang bestimmter historiographischer Untersuchungen leitet.

Das spezielle Thema der “Fiktionalität wissenschaftsgeschichtlicher Texte” kam dann im anschließenden Vortrag von Werner Hüllen (Essen/Düsseldorf) zur Sprache. Da Hüllen der einzige war, der die von den Organisatoren vorgeschlagene Spezialthematik aufgegriffen hatte, hatte man ihm die doppelte Vortragszeit eingeräumt, und diese nutzte Hüllen auch voll aus, um Hayden Whites Modell in einer eindrucklichen Skizze vorzustellen und nach der eventuellen Bedeutung dieses Ansatzes für die Sprachwissenschaftshistoriographie zu fragen. Leider wurde Letzteres jedoch nur gestreift, was dann auch in der Diskussion kritisch angemerkt wurde. Trotzdem gelang es Hüllen, den Zuhörern ein faszinierendes Modell vorzustellen, das in Unterrichtssituationen (Seminaren) gute Dienste erweisen könnte und Studenten und Dozenten die Möglichkeit bietet, neue Sichtweisen und Einordnungsmöglichkeiten von historiographischem Wissen zu durchdenken. So entsteht im Sinne Laws neues Wissen, können Primärquellen neu interpretiert werden und wird empathisches Vorge-

hen gefördert. Auch darüber wurde leider nicht viel gesagt, obwohl in einigen historiographischen Zeitschriften dieses Bedürfnis angesprochen worden ist. Denn die Kontinuität unserer Wissenschaft hängt eng mit der Vermittlung von Wissen und Empathie, der Vermittlung und Aneignung neuer Sicht- und Denkweisen zusammen. White unterscheidet vier historiographische Stile, die Gegenstand, Methode, Ideologie und Form der historiographischen Darstellung zusammenbringen:

Romanze	Formativismus	Anarchie	Metapher
Tragödie	Mechanismus	Radikalismus	Metonymie
Komödie	Organizismus	Konservatismus	Synekdoche
Satire	Kontextualismus	Liberalismus	Ironie

Problem dabei war, auch in den Diskussionen nachher, ob White selbst eine bestimmte Präferenz habe? Ob nicht Ironie den anderen vorgeordnet sei, was White selbst auch zugestanden hat. Ob das Raster, das hier entsteht, nicht zu grob oder zu eng sei? Doch wie dem auch sei, die narrative Modellierung, die so entsteht, bietet Historiographen die Möglichkeit, ihre Erzählungen nach bestimmten Kriterien oder Prinzipien zu ordnen und zu vermitteln.

Peter Schmitter (Seoul & Münster) setzte die Diskussion um theoretische Modellierungen fort, und zwar im Hinblick auf die Kategorie “Fortschritt”. Es ging Schmitter in seinem Vortrag vor allem darum „den von vielen Historiographen für obsolet gehaltenen Fortschrittsbegriff zu ‘retten‘“, wie er selbst sagt. Er geht dabei nicht von einem „empirisch nicht verwendbaren“ oder eher philosophischen Fortschrittsbegriff aus, wie er einem im 19. Jahrhundert begegnet, sondern von einer nicht teleologisch, sondern intentional motivierten Fortschrittskonzeption. Diese scheint Schmitter für eine empirisch vorgehende Historiographie ergiebig. Trotzdem bleiben dem Zuhörer Fragen in bezug auf diese Einteilung.¹ Gibt es aus der Sicht der differenten Erklärungsweisen in den verschiedenen Wissenschaften auch in der Historiographie der Linguistik verschiedene Möglichkeiten, theoretische Entwicklungen² zu beschreiben, Übergänge in beschreibungsadäquate Theorien nachzuweisen? Was verursacht “bessere” Beschreibungen? Welche Kriterien muß man annehmen,

¹ Vgl. das nachfolgende Schema und auch Schmitter (2003: 122–132).

² Ich halte den Begriff der Entwicklung für weniger problematisch als den des Fortschritts. Letzterer ist mit einem Werturteil verbunden, das in vor allem geisteswissenschaftlichen Bereichen zu einer ideologischen Motivation führt, die ich in vielen Fällen zwar für sinnvoll halte, die bei der wissenschaftstheoretischen Darstellung und Analyse m.E. aber wenig relevant erscheint.

damit man beurteilen kann, ob es Fortschritte gibt? Schmitter listet in der rechten Spalte einige „Teiltheoreme einer ‘historiographietechnischen’ Konzeption von Fortschritt“ auf und stellt diesen in der linken Spalte die von ihm rekonstruierten Theoreme des 19. Jahrhunderts gegenüber:

- | | |
|---|---|
| – teleologischer Zielbegriff | – intentionaler Zielbegriff |
| – hypostasierte Kraft als <i>Movens</i>
wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung | – Mensch als <i>Movens</i>
wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung |
| – Wahrheitskriterium | – Operationalisierbare Beurteilungskriterien |
| – Fortschritt auf etwas hin | – Entwicklung von etwas her |
| – Akkumulation
von sicherem Wissen | – Akkumulation
von relativ gesichertem Wissen |
| – Aussagen über das Totale der Geschichte | – Aussagen über den empirisch greifbaren
Bereich der Geschichte |
| – Fortschritt als objektiv gegebenes Faktum | – Fortschritt als an das historiographische
Subjekt gebundene Interpretationskategorie |

Interessant ist hier natürlich die Anwendung dieses Modells auf das Vorgehen des Historiographen. Ist der Historiograph an so etwas wie Fortschritt interessiert oder soll er daran interessiert sein? Ist es Thema seiner Untersuchungen? Oder liegen historiographischen Forschungen immer solche metahistoriographischen Kategorien wie “Fortschritt” zugrunde? Und wie soll man in der eigenen historiographischen Praxis damit umgehen? Und sind beide Spalten so zu trennen, wie Schmitter es tut, oder gibt es auch Möglichkeiten, diese Theoreme anders zu ordnen? Auf den ersten Blick werden objektivistische und subjektivistische Historiographie unterschieden. Zu welchem Ende? Nur um “Fortschritt” einigermaßen vernünftig in die historiographische Diskussion einführen zu können? Oder hat es wirklich einen Sinn, beide zu unterscheiden? Zum Beispiel, weil in der nachhegelschen Zeit die Rolle des erkennenden, glaubenden, sprechenden usw. Subjekts in den Mittelpunkt der historiographischen Reflexion gerückt wurde? Und weil dieses “Selbstbewußtsein” den sich danach entwickelnden Methodenstreit wesentlich beeinflusst hat? Diese Fragen beziehen sich nicht primär auf die externe Wissenschaftsgeschichte oder „die Rekonstruktion des konkreten historischen Verlaufs“, sondern auf die interne oder „die Rekonstruktion der rationalen logischen Wissenschaftsentwicklung“. Dazu erscheint Schmitter die Kategorie des Fortschritts theoretisch unverzichtbar, weil man mit ihrer Hilfe „sowohl echten Fortschritt als auch Stagnation und Rückschritte erfassen kann“ (vgl. Schmitter 2003: 98 ff. & 121 ff.). Die Frage bleibt in diesem Zusammenhang aber, ob nicht der Wissenschaftshistoriker vor allem daran interessiert sein sollte, sprachwissenschaftliches Denken im kontextuellen Zusammenhang zu beschreiben.

Bereits Robins (19903: 3) hat darauf hingewiesen, daß die Entwicklung einer Wissenschaft in ihren jeweiligen Entwicklungsphasen im kulturellen Kontext zu betrachten sei und sich nicht auf die für die aktuelle Linguistik relevanten Themen und Aspekte zu beschränken habe.

Lefteris Roussos (Laer) griff die Frage der ideologischen und gesellschaftlichen Einbettung wissenschaftlicher Tätigkeit noch einmal auf und wies auf aktuelle Parallelen hin, wenn es um den Umgang mit "wissenschaftlichen Fakten" geht. Dabei setzte er sich kritisch mit dem Aufsatz "What Is the History of Linguistics Good for" von Koerner (1999) auseinander, in dem Koerner die nordamerikanischen Linguisten von der Notwendigkeit zu überzeugen suchte, ein Erkenntnisinteresse an der Geschichte der eigenen Faches zu entwickeln. In diesem Zusammenhang monierte Roussos, daß Koerner sein subjektives Interesse, d.h. seine Motivation fuer diesen Aufsatz, nicht deutlich gemacht habe, was zu allerhand Fehlinterpretationen führen könnte. Die Frage ist jedoch, ob das wissenschaftlich von großer Bedeutung (gewesen) ist. Andererseits ging es Roussos in seinem Vortrag um die „transzendente Einheit des historiographischen Denkens“. Der Historiograph soll sich der wissenschaftstheoretischen Grundlagen seines Verfahrens und der Legitimierung des eigenen Vorgehens bewußt sein. Natürlich soll er nicht bei Kant stehen bleiben, sondern weitergehen, doch bleibt nach Roussos der subjektbezogene Ansatz, den wir auch bei Schmitter fanden, letztendlich entscheidend. An nach-kantischen Denkern wäre in diesem Zusammenhang selbstverständlich auch Karl Marx zu nennen, so beschloß der Sprecher ernsthaft scherzend seinen Vortrag.

Am Nachmittag ging es dann über die Oderbrücke nach Polen. Die Teilnehmer trafen sich im Collegium Polonicum in Słubice wieder, um sich dort die Vorträge von Wolf Peter Klein (Berlin), Els Elffers (Amsterdam) und Christopher Hutton (Hongkong) anzuhören. Wolf Peter Klein ging auf die jüngere Geschichte deskriptiver und präskriptiver Grammatikschreibung ein und gab dafür einige, zu kritischen Anmerkungen führende Beispiele. Einer der Diskussionspunkte wurde z.B. anlässlich der *Duden-Grammatik* entfaltet, einer Grammatik, die zwar einerseits eine „grundsätzlich deskriptive[.] Orientierung“ hat, andererseits aber auch nicht „auf normative Geltung“ verzichtet (*Duden* 1995: Vorwort, [9]). Hier wurde gefragt, ob eine solche Zwitterstellung nicht für sämtliche Grammatiken, Wörterbücher usw. gilt? Je nach Perspektive des Benutzers oder Autors könne man solche Werke entweder als normativ oder deskriptiv einstufen. Dies ginge dann auch aus der Darstellung der Grammatiken

aus der Sicht des Autors, des Textes, der Rezipienten und der Daten hervor.

Els Elffers diskutierte das Problem von “objectivism” und “psychologism” in bezug auf die Frage, inwiefern man einzelne Linguisten diesen “Strömungen” zuordnen kann. So könne Sprache inhaltlich als materiell, abstrakt oder sozial begriffen werden, was dann zu unterschiedlichen Einteilungen und Zuordnungen führe. Auch grenze man — so Elffers weiter — Linguisten, die Sprache nur als geistige Einheit’ verstehen, mit solchen Kriterien aus und beschränke sich auf diejenigen, für die Sprache eine überindividuelle Einheit darstellt. Mir scheint, daß bei solchen Überlegungen immer die Gefahr besteht, daß das Modell die Zuordnung zu sehr beeinflußt, so daß eine nuancierte Darlegung der Sprachauffassungen von z.B. Saussure oder Humboldt, Schleicher oder Montague einem derartigen Zugriff zum Opfer fällt.

Zum Schluß überzeugte Chris Hutton die Zuhörer davon, daß, ganz im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht, Sprache bzw. Sprachbewußtsein und juristisches Denken doch einiges miteinander zu tun haben. Zu dieser Frage gibt es zwar die unterschiedlichsten Meinungen, aber es gibt doch auch einige offenkundige Parallelen zwischen diesen beiden Bereichen. Ist Jura vielleicht eigentlich nicht viel mehr als eine Geisteswissenschaft, in der es um richtiges Argumentieren und Interpretieren geht, um normative gegenüber präskriptiven Vorgehensweisen, um Narrativität und Sprachformen? Aus dieser Sicht bildet die Geschichte des juristischen Theoretisierens möglicherweise sogar ein ansprechendes Modell, um sprachwissenschaftliche Traditionen kontextuell zu begleiten und zu erschließen. Daß Sprache und Recht konzeptuell verwandt sind, geht z.B. aus einem Rechtsfall hervor, in dem es um das Verbot ging, mit Fahrzeugen durch einen Park zu fahren oder sie dort zu parken. Hier ist u.a. zu fragen, was “Fahrzeuge” sind, wer oder was entscheidet, was zu diesem Begriff gehört und was nicht. Auch die Frage nach “objektiven” Entscheidungen über diese Begriffe und nach der juristischen Gewißheit bereitet manches Problem. Die Frage nach dem Entwurf von Gesetzen und deren Interpretation in konkreten Rechtsfällen liefert interessante Parallelen zur Sprachwissenschaftsgeschichte, wo gesetzmäßige Betrachtungsweisen von Sprache die Interpretationen sprachlicher Äußerungen leiten. Hutton beschloß seinen Vortrag mit einer illustrativen Auslese aus der juristischen, vor allem englischen und amerikanischen Kasuistik.

Am Sonntagvormittag gab es noch weitere vier Vorträge, doch waren zu diesem Zeitpunkt schon etliche Teilnehmer abgereist. Als Erster sprach

Christophe Bresoli (Bordeaux) über das Thema “*L’Atlas Linguistique de la France: une contribution à l’histoire des idées de la dialectologie romane*”. Dabei ging es Bresoli vor allem darum, zu zeigen, wie methodologisch vorgegangen wurde, um Fragebögen zur Gewinnung von relevanten dialektologischen Daten zu entwickeln, wie man dann mit diesen Fragebögen umgegangen ist und wie man sie schließlich ausgewertet und interpretiert hat. Außerdem wurde auch auf die Probleme der Auswahl der Informanten und Befrager eingegangen. Die Frage, die man sich im Rahmen dieses Vortrags stellen kann ist, ob es sich hier um romanistisches Basiswissen handelt oder um Wissen, das zur Erweiterung der Kenntnisse im Bereich der Sprach- und Dialektatlanten beiträgt. Dazu am Ende dieses Berichtes mehr.

Danach erläuterte Joachim Scharloth (Zürich) den Zuhörern, wie pragmatische Geschichte und Geschichtsschreibung möglich seien, und zwar anhand der Sprachgeschichten und Erzählstrategien von J.C. Adlung und P. von Polenz. Obwohl der Vortrag mit Turbogeschwindigkeit ablief, zeigte Scharloth ausführlich, wie die Pragmatisierung der Wissenschaftsgeschichtsschreibung aufgrund eines vorausgesetzten kultur- und handlungsbedingten Zusammenhangs von Dingen in der Welt und ihren sprachlichen Erscheinungsformen zu nachvollziehbaren Selektionsverfahren führen kann.

Saskia Daalder (Amsterdam) beschäftigte sich ausführlich mit der Humboldt-Rezeption bei Leo Weisgerber, soweit sie anhand der Akten der frühen Linguistenkongresse, d.h. ab 1928 (Den Haag), rekonstruierbar ist. Konkret ging es in diesem Fall um die Entwicklung einer einheitlichen internationalen linguistischen Fachterminologie. Ein kleiner Kreis um Antoine Meillet und Leo Weisgerber war zunächst für dieses Projekt gemeinsam verantwortlich, doch um 1933 distanzierte sich Weisgerber von diesem Vorhaben, und zwar mit einem Hinweis auf den National-sprachenbezug jeglicher Fachterminologie. Zur Legitimation berief er sich dabei auf Humboldt und geriet damit in einen direkten Gegensatz zu Roman Jakobson, der sich ebenfalls auf Humboldt berief, das aber tat, um das Projekt einer internationalen linguistischen Fachterminologie zu verteidigen. So prallten hier zwei Humboldtinterpretationen aufeinander — eine, die in Humboldt einen Sprachrelativisten sah, und eine, die Humboldt als Universalisten deutete. Die Frage ist natürlich, warum die gemeinsame deutsch-französische Initiative später nicht mehr den Zielen Leo Weisgerbers entsprach und ob dafür möglicherweise eher politische als sprachtheoretische Gründe ausschlaggebend waren.

Hieran schloß sich thematisch sehr gut der Vortrag von Dong-Hyeon Yun (Seoul & Münster) an, der seine — vor allem statistischen — Ergebnisse zur Humboldt-Rezeption bei Leo Weisgerber vorstellte. Yun hofft, demnächst ein neues, korrigiertes Weisgerber-Bild vorlegen zu können, das nicht Humboldt, sondern Saussure und Alfred Vierkandt als wichtigste “Vordenker” für den frühen Weisgerber bestimmt und zugleich aufzeigt, wann und aus welchen Gründen es bei Weisgerber dann später zu einem stärkeren Bezug auf Humboldt kam. Die von Yun vorgelegten Daten ergänzten gut die Ausführungen, die Klaas-Hinrich Ehlers (vgl. Ehlers 2000) bereits im März 1999 auf dem XII. Internationalen Kolloquium des *SGdS* in seiner Analyse von Weisgerbers Habilitationsschrift *Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine Untersuchung über das Wesen der Sprache als Einleitung zu einer Theorie des Sprachwandels* (1925 von der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn angenommen) vorgetragen hatte. Auch beim Studium dieser handgeschriebenen Habilitationsschrift stellte sich heraus, daß Humboldt und Ernst Cassirer (über den Weisgerber wahrscheinlich auf Humboldt gestoßen ist) in den ersten, umfangreichsten Teilen der Habilitationsschrift zu den psychophysischen (individuellen) und sozialen Grundlagen der Sprache noch nicht vorkommen

Rückblickend auf die Tagung und auf die Lektüre von Vivien Laws letzter Veröffentlichung stellte sich heraus, daß es im Bereich der Historiographie der Linguistik viele inhaltlich und methodologisch auseinandergelungene Einblicke und Verfahrensweisen gibt, welche die Frage nach der Einheitlichkeit unserer Wissenschaft zwar stellen, nicht aber beantworten läßt. Ich habe in diesem Bericht vor allem *fragend* versucht, den persönlichen Eindruck der Einzelbeiträge im Lichte sprachwissenschaftshistorischen Wissens zu verorten. Daß es andere Ansichten und Interpretationen gibt, halt ich immer mehr für unumgänglich. Jene Ansichten und Interpretationen tragen, wie Law (2003: 7) feststellt, dazu bei

to become aware of how one generation is utterly convinced of the centrality of its priorities, only to see their children plunge with equal intensity into a totally different approach to life, we learn to be aware of complacently accepting – or worse still, parading – our one-sidedness in a world which confronts us with ever more subtle issues. By trying on’ the ideas of a great range of people from the past we cultivate an ability to see things from another person’s point of view, a skill which we can carry over into everyday life.

Q.E.D.

Zum Schluß bleibt noch zu erwähnen, daß 2004 (im März) das *SGdS*-Kolloquium in Berlin stattfindet, Ende Februar 2005 in Nikosia (Zypern), 2006 in Aix-en-Provence (Frankreich) und 2007 in Helsinki (Finnland).

Frank Vonk (Doetinchem)

Literatur

- Duden* (1995) *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Günther Drosdowski. Mannheim etc: Dudenverlag.
- Dutz, Klaus D. (2003) *Später Mittag. Vermischte Anmerkungen zur Metahistoriographie. Festgabe für Peter Schmitter zum 60. Geburtstag*. Hrsg. Klaus D. Dutz. Münster: Nodus Publikationen.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2000) "Saussure-Lektüre in Weisgerbers Habilitationsschrift". *Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985)*. Hrsg v. Klaus D. Dutz. Münster: Nodus Publikationen, 51–66
- Grotsch, Klaus (1982) *Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Kritik und zur historischen und methodologischen Selbstvergewisserung der Disziplin*. Göppingen: Kümmerle.
- Koerner, Konrad (1999) "What Is the History of Linguistics Good for?". *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 9: 209–230
- Law, Vivien (2003) *The History of Linguistics in Europe. From Plato to 1600*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Robins, Robert H. (1967) *A Short History of Linguistics*. London, New York: Longman (3. Auflage 1990).
- Schmitter, Peter (1982) *Untersuchungen zur Historiographie der Linguistik. Struktur – Methodik – theoretische Fundierung*. Tübingen: Narr, (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 181.).
- Schmitter, Peter (2003) *Historiographie und Narration. Metahistoriographische Aspekte der Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Linguistik*. Seoul: Sowadamedia / Tübingen: Narr.